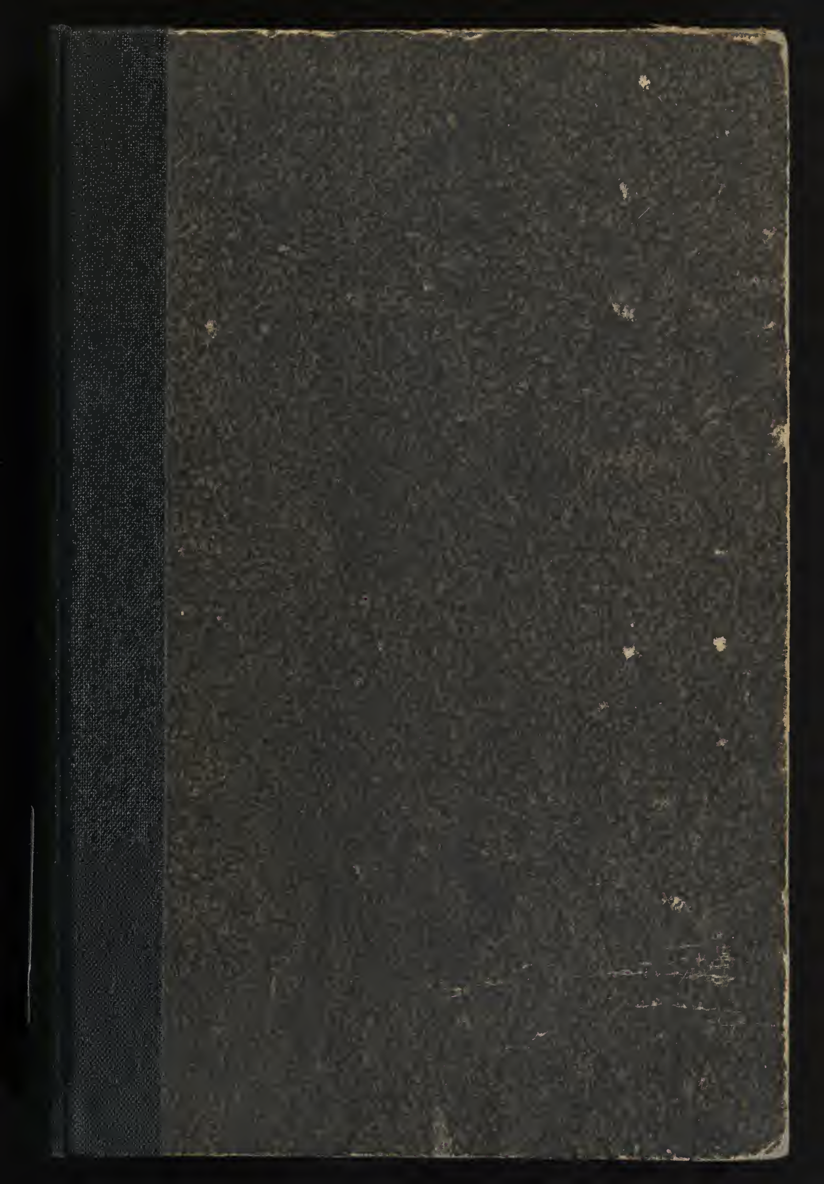
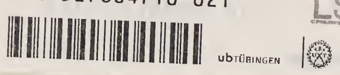




nare zu decken, die ihre Gemeinden nun in keiner Weise mehr beschweren wollten. Die mikronesische Mission sollte gleichfalls ganz von hawaii'schen Lehrern übernommen und auf Hawaii selbst eine Erziehungs-Anstalt für Töchter gegründet werden, die sich als dringendes Bedürfniß herausstellte, um tüchtige Gattinnen für die eingebornen Prediger und Lehrer heranzubilden. Die Kirchenverfassung wurde nach dem Muster der kongregationalistischen und presbyterianischen Mutterkirchen in Amerika geregelt, in deren Namen Dr. Anderson auch der hawaii'schen Tochterkirche noch Unterstützung zusicherte für Bedürfnisse, die sie nicht allein zu decken vermöchte.

„Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?" so schließt er seinen Bericht. „Und ob sie desselben vergäße, so will Ich doch dein nicht vergessen. Diese Verheißung gibt der Herr allen Gliedern Seines Volks. Sollten aber nicht auch die evangelischen Kirchen Amerika's, Englands, ja der ganzen Welt, dieser ihrer jüngsten Schwester liebend und fürbittend gedenken? Er, der gekommen ist, das Verlorne zu suchen, hat gewiß seine Freude daran, auch diese Lämmer in seine Arme zu sammeln und in seinem Busen zu tragen. Auch sie waren mit eingeschlossen in sein hohepriesterliches Gebet, als Er sprach: Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien, gleich wie du Vater in mir, und ich in dir. So schwach und unwissend sie auch in den Augen der Welt sein mögen, das Auge des Glaubens sieht in ihnen theure Miterlöste, Erben Gottes und Miterben Jesu Christi."

Missionsanfänge in Bengalen.

(Fortsetzung.)

---

8. Die Kaplane.

Schon aber zeigte sich's, daß die Hoffnungen Indiens nicht allein auf den Sirampur Missionaren beruhten. Die Kaplane sollten nun in's Vordertreffen rücken.

Es war bis auf Wellesley von den englischen Feldpredigern wenig die Rede gewesen. Man fragte kaum, ob es welche gebe und was sie

thun. In Kalkutta reichten zwei Gottesdienste des Sonntags für das englische Publikum völlig hin; in der einen Kirche wurde nur Morgens gepredigt, in der andern nur Abends. Außer Kalkutta hatten nur sechs Plätze Kaplane; diese wurden von den Direktoren ernannt ohne Rücksicht auf Tüchtigkeit oder Verdienst. Da fand sich einer, der weder eine Bibel noch eine Liturgie besaß; ein anderer betrog seinen Küster regelmäßig um die Hälfte seines Gehalts. In Bombay galt der eine Kaplan für wahnsinnig, sein Kollege für liederlich; doch kümmerte sich kein Mensch darum.

Mit dem milden Brown und dem kühnen Buchanan traten aber wahre Christen in diese Wüste ein, und der letztere insbesondere arbeitete nun seinen Plan aus, den Christennamen in Indien durch eine bessere Verfassung der Kirche zu Ehren zu bringen. Etliche Bischöfe zur Beaufsichtigung und Vermehrung der Geistlichkeit, und über ihnen ein Erzbischof zur Verherrlichung der Kirche vor den Heiden, — das schien ihm das richtige Mittel zu sein. Der erste Schritt, diese Gedanken zu verwirklichen, geschah durch die Errichtung des Bisthums Kalkutta im Jahre 1814; und daß damit später auch wirkliches Gute für die Heidenmission erzielt worden ist, kann nicht geleugnet werden. Wichtiger aber war vorerst, was Grant von England aus für die Ausbreitung des Reiches Christi in Indien zu thun gedachte. Wenn die Kompagnie sich auch noch so heftig gegen Missionare sträube, könnten nicht auserwählte Männer als Kaplane auch auf die Heiden eine Wirksamkeit ausüben? Grant saß im Direktorenhof, Wilberforce im Unterhaus; sie setzten sich mit Simeon in Verbindung, der damals die Sache Christi auf der Hochschule Cambridge vertrat. Noch vor wenigen Jahren hatte ihn Alles ausgepfiffen, doch jetzt sammelten sich Jünglinge um ihn, welche des Kreuzes Christi sich nicht schämten. In einer Predigt hatte er ausgeführt, wie viel doch ein einziger treuer Arbeiter im Weinberg auszurichten vermöge, und das Beispiel Carey's seinen jungen Zuhörern vor Augen geführt. Sein Wort zündete in Henry Martyn.*)

Der Sohn eines Bergmanns in Cornwall, von schwacher Constitution und reizbarem Temperament, hatte er sich bald zum Rang des Primus unter seinen Altersgenossen emporgearbeitet. Er ward der erste Mathematiker der Universität, der Senior Wrangler des Jahres 1801.

*) S. die Skizze, welche Kaye in Good Words, April 1865, von ihm gezeichnet hat.

Aber schon hatte er auch die Ehre der Welt nach ihren Schattenseiten erkannt, und Simeons Freundschaft gesucht und gefunden; aus allerhand gesetzlicher Selbstmarter drang er durch zur Erkenntniß des Heils in Christo und wurde Simeon's Vikar. Als daher Grant einen Kaplan zu ernennen hatte, war der Mann bald gefunden. Martyn gieng nach London, sah Grant und Wilberforce, die den apostolischen Geist in ihm erkannten, und fuhr im Sommer 1805 mit der Flotte nach Indien. Noch einmal landete er nahe seiner Heimath, in Falmouth, und suchte ein heißgeliebtes Mädchen zur Braut zu gewinnen, ohne daß er seinen Zweck erreichte. Mit der Ahnung, daß er einem einsamen kurzen Wirken und frühem Grabe entgegengehe, schiffte er sich wieder ein, arbeitete für seinen Herrn unter den gottlosen Soldaten, die sein Schiff hinausführte, und landete (März 1806) in Kalkutta.

Da wohnte er nun bei Brown und schloß innige Freundschaft mit den Sirampur Brüdern, welche durch gemeinschaftliche Betstunden in einem verlassenen Tempel über dem Ganges gepflegt wurde. Es war damals eine Aufgabe, Engländern Christum zu predigen; um so nöthiger schien es den Brüdern, daß das reichlich geschehe; denn das größte Hinderniß der Missionsarbeit war das schlechte Leben der Namenchristen. Martyn wohnte selbst längere Zeit in jener zu einem Gastzimmer eingerichteten Pagode, zu Zeiten verfolgt von unheimlichen Gefühlen, dann wieder triumphirend in der Aussicht auf Tage, da Christus statt der Götzen in den Tempeln des Landes angebetet werde. Predigte er in Kalkutta noch so milde, so mußte er als ein Donnersohn aufgetreten sein; und zwei seiner Kollegen machten sich's zur Aufgabe, ihm mit Hohn und Spott entgegen zu wirken und jede evangelische Wahrheit offen zu bekämpfen. Viele Engländer wollten nicht mehr in die Kirche gehen, weil „die Geistlichen einander in den Haaren liegen".

Gegen das Ende des Jahres kamen zwei weitere evangelisch gesinnte Kaplane nach Kalkutta, Daniel Corrie und Joseph Parsons. Wie freute sich Carey, als nun die gute Botschaft auf zwei der Stationen erscholl, welche er zu besetzen jüngst im Plane geführt hatte. Denn Benares, Berhampur und Dinapur hörten nun das Wort des Lebens, und die Heiden verstanden, wenn auch nicht die Predigt, doch den Wandel der jungen Männer. Martyn begnügte sich aber so wenig mit diesem stillen Einfluß, daß er von Sirampur 50 Hindustani Testamente und 20,000 Traktate mitnahm, dieselben schon unter-

wegs austheilte, mit den Eingebornen frei verkehrte, und nur die Brüder bat, nichts von allem dem zu veröffentlichen. In Dinapur fing er die Revision des Hindustani N. Testaments an; bald wurde eine neue Uebersetzung daraus, und wieder war er mit seiner Arbeit unzufrieden und fieng dieselbe nochmals von vorn an. Dabei unterrichtete er seine Dienerschaft, lehrte in den fünf Schulen, die er nach und nach errichtet hatte, und predigte den Armen, welchen er wöchentlich Reis austheilte, bisweilen 800 auf einmal, Alles unter mannigfachem Kampfe mit Galle und Schwermuth.

Nach Kânpûr versetzt (1810), genoß er endlich wieder die lang vermißte christliche Gemeinschaft. Hauptmann Sherwood und seine seither durch ihre Erzählungen auch in Deutschland bekannt gewordene Gattin wurden seine Hausfreunde und wetteiferten mit ihm in jedem guten Werk. Aber sie fanden ihn auch bedeutend verändert; die Reizbarkeit des Mannes war gewichen, und hatte einer lieblichen Ergebung Raum gemacht, dagegen hatte seine Brust von dem anstrengenden Reden im Freien Schaden gelitten. Er war eben an der persischen Bibelübersetzung. Sollte er, wie die Freunde in ihn drangen, sein Werk verlassen und Erholung suchen?

Ein Ausweg that sich auf, welchen der „Patriarch", so hieß man nun den alten Brown, billigte. Martyn sollte Persien besuchen, und sich dort in der Sprache vervollkommnen, die noch immer die Regierungssprache des brittischen Indiens war, und erst 1836 aus den Gerichtshöfen durch die einheimischen Sprachen verdrängt wurde. Wie leicht ließ sich in Persien selbst die beste Hilfe für die Uebersetzungsarbeit finden. Und in seine Stelle traten ja schon Männer wie Corrie und Thomason, gleich eifrig, wenn auch minder glänzend begabt. Martyn erhielt Urlaub, besuchte (7. Februar 1811) das Grab Franz Xavier's in Goa und gewann in Bombay die Freundschaft der Staatsmänner Elphinstone und Malcolm, mit deren Empfehlungen er sich nach Persien einschiffte. Malcolm schrieb dem britischen Gesandten in Teheran (Sir Gore Ouseley): „Sie werden an dem gelehrten heitern Manne gewiß Ihr Gefallen haben, wenn er auch ein großer Schwärmer für seinen heiligen Beruf ist. Er wird Ihnen mit Gebet vor Tisch und nach Tisch aufwarten und diejenigen ermahnen, die etwa den Namen des Herrn mißbrauchen; aber sein Verstand und seine große Gelehrsamkeit werden Ihnen Genuß bereiten, während seine Munterkeit gewiß zur Erheiterung Ihres Kreises beitragen wird."

Fast getödtet von der Hitze des Mai langte Martyn (9. Juni) in Schirās an und warf sich alsbald in den lebhaftesten Verkehr mit den Gelehrten und Mullahs der genußsüchtigen Stadt. Welchen Eindruck er dort auf ein Menschenalter hinterlassen hat, ist bekannt. Bald erregte seine Offenheit geheime Feindschaft: er wurde am Ende täglich mit Steinen beworfen. Einmal sagte er das seinem Gastwirth Dschaffir Ali Chan. Dieser schrieb es dem Gouverneur der Stadt, welcher nun an allen Thoren ankündigen ließ: wer den gelehrten Fremdling antaste, solle die Bastonade erhalten. Das wirkte; aber Martyn fuhr fort zu übersetzen, zu studiren und mit den Sufis und Gelehrten zu disputiren, bis sein Werk gethan war. Gerne hätte er noch dem Schah eine Abschrift seiner Bibel selbst überreicht, aber er war schon zu schwach dazu; er mußte sich begnügen, sie dem Gesandten zu diesem Zweck einzuhändigen.

Am 2. September 1812 brach er von Tebris auf, um wo möglich noch einmal England zu sehen, ehe er sterbe. Er schrieb jedoch seiner theuren Lydia, er hoffe kaum mehr das Vaterland zu erreichen. Vom Fieber gepeinigt, von seinem unbarmherzigen Begleiter Hassan vorwärts getrieben, ritt er noch über die Grenzgebirge, freute sich in sicherem Vorschmack der seligen Gottesstadt, in welcher Gerechtigkeit wohne. — Am 6. October schrieb er die letzte Bemerkung in sein Tagbuch, und gieng zehn Tage später in Tokat zu seiner Ruhe ein.

Wenn es zunächst scheinen könnte, als habe Martyn mit seiner sechsjährigen Thätigkeit doch nur wenig ausgerichtet, so hat die Folgezeit gelehrt, daß die Frucht seiner Arbeit von höchster Bedeutung war. Es gibt Niederlagen, die mehr wirken als große Siege. Die Kirche Christi, und insbesondere die englische Kirche, hatte wieder eine Heldengestalt gesehen, die ihr in's Andenken rief, was ihr Herr von ihr verlange: ein ganzes Opfer des armen Selbst mit allem Reichthum, der sich durch Seine Gnade daran entfaltet hat. Und dadurch hat Martyn's kurzer Lauf Ungeheures gewirkt, zunächst unter seinen Freunden und Jüngern, dann in weiten Kreisen über mehr als einen Welttheil; und die Wirkung desselben ist noch nicht erloschen.

Aber auch der unmittelbare Erfolg von Martyn's Arbeit ist nicht gering anzuschlagen. Zwar von der Mehrzahl der 60—70 Hindu's, die er taufen durfte, bleibt nicht viel zu sagen; er hat auch mit Neubekehrten Schweres durchzumachen gehabt. Nathanael Sabat, ein angesehener Araber, der sein Regierungsamt in Vizagapatam aufgab

um Christum zu bekennen, war in Madras von dem edlen Kaplan Kerr getauft worden und hatte sich in Sirampur mit den Missionaren in die Arbeit am persischen Neuen Testament getheilt. Mit Thränen in den Augen verließ er sie, um mit Martyn in Dinapur dieses Uebersetzungsgeschäft fortzusetzen. Brüderlich nahm ihn derselbe auf; aber die feurige Art des freien Arabers stimmte nicht zu dem schwermüthigen Wesen des streng methodischen Gelehrten. Es kam zur Trennung, und Sabat soll zuletzt zum Islam zurückgekehrt und eines kläglichen Todes gestorben sein. Dagegen sollte Martyn auch einen ganzen Mann gewinnen, der vielen ein Vater in Christo wurde; es war der Scheich Salih von Lacknau, der 1810 in Kanpur einer Straßenpredigt Martyn's über die zehn Gebote anwohnte, „um sich den Spaß mit anzusehen," aber durch das Wort im Innersten getroffen, sich vom Gesetz zu Christo führen ließ und am Pfingsttag 1811 von Brown in Kalkutta getauft wurde. Abdul Messih hieß er von da an, und wurde ein brennend und scheinend Licht unter den Kleinen und Großen seines Vaterlandes, bis er reich an Früchten, hochgeehrt von Muselmanen, Christen und Heiden, als Prediger des Evangeliums 4. März 1827 in Lacknau zu seiner Ruhe eingieng. Wie oft haben seine zahlreichen geistlichen Kinder Gott für Martyn's Straßenpredigt gedankt! Am Ende freuen sich miteinander, der da säet und der da schneidet.

---

9. Die Krisis unter Lord Minto.

Das Jahr 1807, in welchem die Feindschaft der Regierung gegen das Missionsinteresse so offen hervorgetreten war, hatte auch noch andere Nöthen über die Sirampur Brüder gebracht. Einige der jüngeren Missionare hatten sich gegen die Autorität der älteren und ihr oft peinliches Sparsystem aufgelehnt, und damit manche Operation gehemmt, bis diese sich veranlaßt sahen, die ganze unangenehme Korrespondenz der Gesellschaft in England vorzulegen, durch welche dann einige Abhilfe geschafft wurde. Ihre Leiter waren nie gemeint gewesen, jedem neuen Ankömmling in Sirampur alsbald dieselben Rechte zuzuerkennen wie den Gründern des Werks; sie tadelten die älteren Brüger, daß sie um des lieben Friedens willen sich je zu solcher Gleichheit verstehen konnten. In ihrem Fall war ein so demokratisches Verfahren um so auffallender, da die drei geprüften Arbeiter Jahr für

Jahr an 30000 fl. in die Missionskasse warfen, während sie daraus nur das Nöthigste für Nahrung und Kleidung bezogen. Es zeigte sich im weiteren Verlauf, daß vier der jüngeren Missionare besser gethan hätten, zu Hause zu bleiben, so wenig eigneten sie sich für die eigenthümlichen Erfordernisse der Mission.

Am 31. Juli 1807 traf Lord Minto als der neue Generalgouverneur in Kalkutta ein, worauf Sir G. Barlow sich als Gouverneur nach Madras zu begeben hatte. Die Nachricht von dem Gemetzel in Welur, welche dem edlen Whig Lord entgegen kam, sowie die Vorstellungen der Missionsfeinde, daß von der Evangelisation Indiens dem Reich der Kompagnie die größte Gefahr drohe, bestimmten ihn sogleich zu entschiedenen Maßregeln gegen die Sirampurer. Ein persischer Traktat über Muhammed wurde Gegenstand einer Korrespondenz zwischen dem Generalgouverneur und dem dänischen Gouverneur, Oberst Krefting; der letztere sollte von den Missionaren die Auslieferung aller noch vorhandenen Exemplare des Traktats verlangen. Die Missionare waren allerdings von Unvorsichtigkeit nicht ganz freizusprechen; sie hatten einen bekehrten Muhammedaner die bengalische Abhandlung, welche den Gegenstand mit geschichtlicher Objektivität behandelte, in's Persische übersetzen lassen, und sein Werk gedruckt, ehe sie merkten, daß er mit dem Eifer eines Neophyten Muhammed den Beinamen eines Tyrannen gegeben hatte. Für diesen Fehler baten sie demüthig um Entschuldigung, lieferten die 1700 übrigen Exemplare des Traktats aus (300 waren vertheilt worden) und erboten sich sogar, alle ihre Druckarbeiten einer Censur der Regierung zu unterwerfen.

Lord Minto aber ließ sofort durch die Polizei einen brahmanischen Spion nach Sirampur senden, welcher sich im Missionshaus als christlich angeregt vorstellen und um Traktate bitten mußte. Andere Spione hatten über die Predigten der Missionare zu berichten. Die Traktate wurden nun in Uebersetzungen, welche ihren Sinn möglichst entstellten, ohne daß sich der Uebersetzer unterschrieb, dem hohen Rath vorgelegt, und daraufhin von diesem beschlossen, ohne die Angeklagten zu hören, aller bengalischen Predigt in der Hauptstadt ein Ende zu machen und die Uebersiedlung der Presse nach Kalkutta zu verlangen, wo allein sie gehörig überwacht werden könne. Jeder Tadel einheimischer Religionen sei in Zukunft verboten, indem die Regierung sich für verpflichtet halte, dieselben gegen jede Störung zu sichern. Dieser Erlaß vom 8. September, der erste, in welchem die

Regierung sich für gebunden erklärte durch eine irgend wann eingegangene Verpflichtung (pledge) gegen die indischen Religionen, traf die Missionare wie ein Donnerschlag.

In Kalkutta unter den Spionen der Polizei zu arbeiten, schien ihnen eine reine Unmöglichkeit. Sie vereinigten sich zu gemeinschaftlichem Gebet; sie beriethen mit Freund Brown und mit dem dänischen Oberst, der seinerseits bereit war, die Sache auszufechten. Der befreundete Orientalist Dr. Leyden aber hielt Ward's Rath für den zuträglichsten; er bestand darin, dem gefürchteten Lord sogleich eine demüthige Aufwartung zu machen. Carey (jetzt zum Dr. theol. ernannt von einer amerikanischen Universität) und Marshman unternahmen diese Aufgabe; sie überreichten die englische Uebersetzung des Ramayana, schilderten ihre Lage und ihre bisherige Arbeit, nicht ohne dem hohen Herrn einige Worte der Theilnahme zu entlocken, und erhielten die Erlaubniß, eine Vertheidigung ihres Werks für den Privatgebrauch des Lords aufzusetzen.

Marshman machte sich unverweilt an diese Arbeit. Er konnte von Lord Wellesley's Schutz und von der Gnade des dänischen Königs erzählen, sowie von der Freude, mit welcher Georg III ein bengalisches Neues Testament und Pentateuch in Empfang genommen habe. Die Charte der Kompagnie vom Jahr 1698 habe die Bekehrung von Indiern in's Auge gefaßt, und das Denkmal, welches dieselbe neulich dem großen Schwartz in Madras errichtet habe, zeige, daß jener Gesichtspunkt nie ganz bei Seite gelegt worden sei. Sie haben nun 100 Eingeborne getauft, darunter 12 Brahmanen, 16 Kayasthen und 5 Muhamedaner. In der Kapelle der Tschitpur Straße haben sie etlichen Armeniern und Portugiesen auf deren Wunsch bengalisch gepredigt; sie bedauern sehr, daß dieses Unternehmen als ein Versuch zur Störung der Ruhe unterdrückt worden sei. Die Uebersiedlung der Presse in das theure Kalkutta würde sie geradezu ruiniren, nachdem sie für ihr Anwesen in Sirampur 6000 Pfund Sterling ausgelegt haben ꝛc. — Oberst Krefting aber versprach dem Generalgouverneur, die Arbeiten der Presse in Sirampur hinfort genau zu überwachen; dagegen hoffe er, daß die britische Regierung von dem Verlangen, die Presse von dänischem Boden zu verjagen, abstehen werde.

Es geschah; der Erlaß gegen die Presse wurde widerrufen, und die Regierung beschränkte sich auf einfache Censur aller Druckarbeiten, welche auf britischem Boden verbreitet werden sollten. Die Missionare

athmeten wieder auf und dankten Gott; ihre Feinde aber hatten Mühe, sich nach ihrem großen Triumph mit so geringem Erfolg zu begnügen. Sie hängten darum ihrem Bericht an den Direktorenhof die Bemerkung bei, der lobenswerthe Eifer der Missionare sei von der Regierung nicht zu unterdrücken, sondern nur in den rechten Schranken zu halten, was gewiß am leichtesten geschehe, wenn der Hof darauf sehe, „daß ihre Zahl keinen weitern Zuwachs erhalte.“ Darauf gab der indische Minister (R. Dundas) den kurzen Bescheid, man wisse ja, daß die Missionare ohne Pässe nach Indien gereist seien und nicht auf britischem Boden wohnen; es werde am besten sein, wenn sich die Regierung alles amtlichen Einschreitens möglichst enthalte; durch Privatverhandlung mit den Missionaren scheine sich doch alles, was wünschenswerth sei, erlangen zu lassen; also hüte man sich vor Erlassen, die man nachher zu ändern veranlaßt werden könne.

Während so der gefährlichste Angriff an Ort und Stelle abgewendet schien, zeigte sich, daß die missionsfeindliche Partei in England nicht gesonnen war, sich so leicht hin beruhigen zu lassen. Das Gemetzel von Welur mußte ihr zum Schreckbild dienen, um die Gefahr indischer Missionen auf's Gräßlichste auszumalen; und in jenen Tagen des großen Kampfes gegen einen ganzen von Napoleon unterworfenen Kontinent konnte man darauf rechnen, daß drohende Symptome auf irgend einem Punkte der britischen Herrschaft nicht unterschätzt würden. Es begann demnach ein heftiger Broschürenkrieg. Den Reigen eröffnete ein alter Indier aus Bengalen, Twining, indem er ausführte, wie entsetzlich ihn die Nachricht betroffen habe, eine Bibelgesellschaft sei gestiftet worden, welche sich unter Anderm vornehme, das Evangelium im Morgenland zu verbreiten; und ihr Präsident (der alte Generalgouverneur Lord Teignmouth) sitze im indischen Ministerium! Wenn dem wirklich so sein sollte, so scheine es höchste Zeit, dem kommenden Unheil vorzubeugen; denn von dem Tage an, da religiöse Neuerung den Fuß auf indischen Boden setze, werden sich 50 Millionen aufmachen, die Weißen in die See zu jagen, mit so leichter Mühe, wie der Sturm den Sand der Wüste wegfege. Also gönne man doch den Orientalen ihren finstern Aberglauben, bis die Allmacht des Himmels sie auf lichtere Pfade zu leiten beliebe!

Stärker trat der greise Major Scott Waring auf, einst W. Hastings' rechte Hand; ihn schreckte besonders der Plan Buchanans, wornach Indien mehr Geistliche erhalten sollte. Mehr Geistliche! Sei dazu jetzt

die Zeit, da bereits britische Offiziere nur mit Pistolen unter ihren Kissen schlafen? Wenigstens halte man an sich, bis die nöthigen Transportschiffe ausgerüstet seien, um die armen bedrohten Landsleute von Indiens Gestaden heimzuführen! Wolle man aber das indische Reich erhalten, so stelle man das gestörte Vertrauen jener Nation damit her, daß man augenblicklich jeden Missionar zurückrufe! Habe doch auch ein frommer Bischof (der von St. Assaph) gesagt, der Missionsbefehl Christi gehe uns nicht mehr an, seit die Sprachen- und Wundergabe aufgehört habe. Die unwissenden fanatischen Missionare, die gegenwärtig in Sirampur den Abschaum der Bevölkerung zu gewinnen trachten, stiften damit nur Aufruhr an; schon haben sie 200 Mahrathi Neue Testamente nach Surat gesandt, was sicherlich einen zweiten Mahratta Krieg entflammen werde. Bonaparte selbst hätte keinen bessern Plan aushecken können, um dem indobritischen Reich den Garaus zu machen.

Es lebte damals ein Oberst, gewöhnlich „Hindu Stewart" genannt, der das Christenthum abgeschworen und öffentlich dem indischen Götzendienst am Ufer der heiligen Ganga und in Siwatempeln gehuldigt hatte (natürlich zum allgemeinen Gelächter der Eingebornen); dieser that der Missionssache den guten Dienst, gleichfalls gegen sie aufzutreten. Er konnte beweisen, wie völlig unnöthig das Evangelium für ein Volk sei, das Alles, was unsere Bibel lehre, in höherer Vollkommenheit bereits besitze. Frömmigkeit und Tugend zeichnen die ganze indische Götterlehre aus; „sie scheint ihm das großartigste und vollständigste System von sittlicher Allegorie, das die Welt je hervorgebracht hat." Allerdings haben sich einige tadelnswerthe Bräuche eingeschlichen, darüber könnte man aber die Hindu's durch ihre eigenen Priester am besten aufklären lassen. Die Wittwenverbrennung sei ein verkehrter Heroismus, den man bewundern müsse, während man ihn verwerfe; die Menschenopfer stammen aus den frömmsten Beweggründen her. Eine Erfahrung von 27 Jahren ermächtige ihn, die beispiellose Ehrlichkeit und Treue dieses Volks, seine unvergleichliche Milde und arkadische Glückseligkeit zu bezeugen. Sei doch kaum ein Palankinträger in Indien, der nicht einen so hohen Begriff von Gott besitze, als Sokrates je erreicht habe! „So höret doch auf, werthe Missionare, jene Ruhe zu stören, welche das Glück so vieler Millionen ausmacht. Wenn erst einmal das Christenthum für die niedern Klassen der europäischen Gesellschaft soviel thut, als die Religion Brahma's für die Hindu's

gethan hat, dann werde ich seine Einführung in Hindustan freudig befürworten." Diese Missionare gehen natürlich nur ihres Gehalts wegen nach Indien; und Buchanan mit seiner Agitation begehre augenscheinlich ein Bischofsamt, was allerdings eine köstliche Sache sei. Das schnellste Einschreiten der Behörden könne allein die schauerlichen Folgen des Unwillens beseitigen, welchen das thörichte Beginnen jener verblendeten Männer in der indischen Nation hervorgerufen habe.

Auch der bekannte Geistliche Sydney Smith, bekannter durch scharfen Witz als durch geistliche Gesinnung, fühlte sich berufen, mit den Missionaren eine Lanze zu brechen (im Edinburg Review, April 1808). Er wollte „der vernünftigen Religion einen Dienst erweisen, indem er ein Nest geweihter Schuhflicker ausrotte. Wie man nur von Duldung reden könne für Unduldsamkeit? Für alle ihre Ansichten, ihre Privatseufzer und Verrenkungen genießen ja diese Fanatiker die völligste Duldung. Aber wer habe je zuvor Leute über Unduldsamkeit und Verfolgung klagen hören, weil man ihnen nicht erlaube, die Religion ihrer Mitgeschöpfe zu verhöhnen, deren tiefste Gefühle zu verletzen und eine ganze Kolonie in Blutvergießen und Verwirrung zu stürzen?" Sydney Smith lebte lange genug, um die herbe Lauge, die er über die Mission ausgegossen, zu bereuen; dennoch sind seine Spottartikel auch heute noch jedem Gegner derselben, der mit leichter Mühe für einen Witzkopf gelten will, eine willkommene Fundgrube.

Schon damals sind diese Angriffe glänzend widerlegt worden. Fuller, Owen, Southey, Lord Teignmouth und andere Indier haben darüber in ihren Tagen das Nöthige gesagt. Es kennzeichnet aber jene Tage, was Sir James Mackintosh bei dieser Gelegenheit aus Bombay schrieb: „Warum verlangte man nicht lieber geradezu die Verhängung der Todesstrafe für das Verbrechen, in Indien das Christenthum zu predigen oder anzunehmen? Fast jeder geringere Grad von Verfolgung wird ja bereits von Europäern oder eingebornen Antichristen gehörig geübt!" Die beste Widerlegung aller dieser Gründe ist in der seitherigen Geschichte der Mission gegeben. Wenn Southey nachweisen konnte, daß gerade in Indien ausnahmsweise nicht einmal Religionsverfolgungen zu Aufständen geführt haben, daß Hunderttausende von Indiern ohne Lärm Nestorianer, Jakobiten und Katholiken werden, daß die Mehrzahl der 10 Millionen von indischen Muhamedanern nicht von Einwanderern abstammt, daß die Sikhs in Masse dem Hinduismus abtrünnig werden, und alljährlich neue reformatorische

Sekten in Hindustan erstehen und glücklichen Fortgang haben, so war erwiesen, daß eine neue Religion zu predigen in Indien möglich ist. Und wir haben nun erlebt, daß Erstlinge von allen Völkern, Kasten und Sprachen Indiens sich zu Christo bekehrten, und daß gerade wo diese Bewegung den stärksten Fortgang hat, von Empörung gegen die englische Herrschaft keine Spur zu entdecken ist.

Damals aber war die Lage der Mission eine ziemlich gefährdete; auch ihre Freunde stutzten über die Mängel, die an den Sirampur Traktaten — durch jene entstellenden Uebersetzungen in's Englische — offenbar wurden. Die Erklärung dieses Uebelstands konnte bei der Langsamkeit der damaligen Verkehrsmittel nicht zeitig genug nach England befördert werden, um den schlimmen Eindruck zu verwischen. Nur Eines war's, was überall zu ihren Gunsten sprach, der Umstand, daß diese gemeinen Handwerker nun doch die ganze Bibel in's Bengalische übersetzt und (in fünf Bänden) gedruckt hatten, daß sie am Neuen Testament im Sanscrit, Orissa, Mahrathi, Hindi, und Guzerati druckten, und es in's Persische, Telugu, Kanaresische, Chinesische, Barmanische und Pandschabi übertrugen, während ihre Bemühungen um Aufklärung der indischen Alterthümer ihnen die Sympathieen aller Gelehrten zuwandten. Fuller fand, als er für die Mission durch Schottland reiste, überall offene Börsen; er gratulirte daher den Sirampurern von Herzen zu ihren literarischen Bestrebungen: „Wäret ihr unwissenschaftliche Leute, so hätte man dießmal — menschlich gesprochen — kurzen Prozeß mit euch gemacht.“

10. Sirampur unter englischer Herrschaft.

Ein Glück war es ferner, daß der schwerste Sturm vorüber gieng, so lange noch die dänische Flagge die Missionare schützte. In Folge der europäischen Verwicklungen wurde nun auch Dänemark zum Anschluß an Napoleon gedrängt, und am 28. Jan. 1808 setzten drei Kompagnien Sipahis über den Hugli und eroberten Sirampur ohne Widerstand. Die Wegnahme von zwölf Schiffen und allen Waarenlagern war für die dänische Handelsgesellschaft ein Schlag, von dem sie sich nicht mehr erholte, wenn auch später (1815) Sirampur zurückgegeben wurde. Damals wurde es wieder von einem, dem letzten, dänischen Schiffe besucht, das aber keine entsprechende

Ladung fand; der Handel hatte sich mittlerweile andere Bahnen gesucht. In Sirampur selbst wurde es nun ziemlich einsam. Doch war's eben um diese Zeit, daß Dr. Carey dort in der Person eines Fräulein Rumohr eine zweite Lebensgefährtin fand, welche ihn in seinem Beruf aufs treuste unterstützte. Auch die lutherische Kirche, welche Oberst Bie zu bauen angefangen hatte, wurde nun vollendet; und die Baptisten predigten dann in ihr — unentgeldlich — der englischen und bengalischen Gemeinde, bis im Jahr 1851 Bischof Wilson sie für den anglikanischen Gottesdienst ansprach und von der Regierung seiner Kirche zugetheilt bekam.

Es war eine eigenthümliche Stellung, welche die Missionare einnahmen. Predigtreisen blieben eine gewagte Sache, da sie ohne Paß unternommen werden mußten; einmal wurde Chamberlain, der den europäischen Soldaten in Berhampur (zwölf Stunden über Katwa) predigte, vom General nach dem Paß gefragt, und da er keinen aufweisen konnte, über Hals und Kopf nach Sirampur zurückgeschickt (1810). Bekehrte sich ein Hindu, so konnten die Leiter der antichristlichen Partei auch in Sirampur auf seine Auslieferung dringen, mit Berufung auf Sir G. Barlows Erlasse gegen die Mission und auf die in England erschienenen Broschüren, die in Masse nach Indien geschickt worden waren. Die Censur der Traktate wurde scharf gehandhabt; glücklicher Weise blieben die Arbeiten an der hl. Schrift davon ausgenommen. Diese nahmen nun einen immer großartigeren Umfang an; und es zeigte sich, daß sowohl das Werk des Uebersetzens, als das Typenschneiden und Drucken in Sirampur vortheilhafter besorgt werden konnte, als im ganzen übrigen Indien.

Eine Arbeit war es besonders, welche dazumal dem Interesse für die Mission in weiteren Kreisen Eingang verschaffte. Marshman hatte nicht nur selbst im Chinesischen gute Fortschritte gemacht, sondern auch drei hoffnungsvolle Schüler in dieser Sprache herangezogen. Das glänzende Examen, welches diese (Februar 1808) bestanden, entlockte selbst dem Generalgouverneur ein öffentliches Lob. Gerne hätte derselbe nun die chinesische Bibelübersetzung durch Beiträge unterstützt; doch hielt er dieß für unvereinbar mit seiner Stellung. Dagegen erbot sich Marshman, zu gleicher Zeit den Konfucius ins Englische zu übersetzen; und die Empfehlung des Lords verschaffte ihm zu diesem Unternehmen in wenigen Tagen Beiträge im Betrag von 2000 Pfd. Sterl., während für die chinesische Bibel nur 300 Pfd.

eingiengen. Freudig setzte er diese Arbeiten fort, unterstützt von dem gelehrten (obwohl ungläubigen) Dr. Leyden, dem genialen Manning (der in chinesischer Kleidung bis Lassa vordrang, aber sich wieder nach der Grenze flüchten mußte), dem tiefsten Kenner des östlichen Archipels, Raffles, und dem katholischen Missionar Rodriguez, der zehn Jahre in Peking zugebracht hatte, und nun neun Monate in Bengalen verweilte, um den wissensdurstigen Baptisten seine werthvollen Schätze in lateinischer Unterredung mitzutheilen. Konfucius erschien in seinem englischen Gewande (1810) und verschaffte dem chinesischen Unternehmen neue Gönner. Marshman aber fuhr fort in diesen Arbeiten, bis er (Dec. 1822) die ganze Bibel in chinesischer Sprache gedruckt hatte, ein ehrenvolles Denkmal ausdauernder Arbeit, dem bereits 1814 die Veröffentlichung einer clavis sinica (Schlüssel zur chinesischen Sprache) vorangegangen war, von der Regierung durch ein Geschenk von 1000 Pfd. Sterl. ermöglicht.

Es ist jetzt leicht, über diese Arbeiten ein scharfes Urtheil zu fällen, nachdem China von der Vorsehung in einer Weise eröffnet worden ist, welche damals auch der Kühnste nicht voraussehen konnte. So hat es sich von selbst ergeben, daß die Sirampur Arbeiten von denen der Missionare auf chinesischem Boden überholt und verdrängt worden sind. Aber man vergesse nicht, daß Marshman sich mit der chinesischen Sprache zu beschäftigen begann, ehe der erste protestantische Missionar, Morrison, von der Londoner Gesellschaft nach China abgeschickt wurde (1807). Letztere fühlte sich zu Zeiten als die Missionsgesellschaft und meinte bald, Marshman würde besser daran thun, seine Arbeit dem tüchtigen Morrison zu übergeben, — eine Zumuthung, welche jener ablehnte, so lange noch ungewiß war, wie viel dem vereinzelten Sendboten in Makao glücken werde. Hätte er geahnt, welche Ausdehnung und Konsistenz die chinesische Mission in kurzer Zeit gewinnen werde, so hätte er wohl seine Kräfte auf Näherliegendes beschränkt. Zweifelsohne hat sich die Mission in ihrem ersten Auftreten zu weite Ziele gesteckt, und zwar die der Londoner sowohl wie die Sirampurische. Die Erfahrung erst zeigte, wie unerläßlich für nachhaltige Erfolge die Concentrirung der Operationen auf beschränkte Grenzen ist. Indessen hat Marshman der chinesischen Mission durch die Erfindung der beweglichen metallischen Typen einen bleibenden Dienst erwiesen, welchen auch die katholischen Missionare in Annam bald zu benützen wußten.

Um dieselbe Zeit gelang den Baptisten ein Fortschritt in der Hauptstadt Bengalens. Ihre armenischen und portugiesischen Zuhörer in Kalkutta hatten umsonst die Regierung gebeten, den bengalischen Gottesdienst der Missionare wieder zu erlauben. Die Bitte wurde ihnen abgeschlagen. Dagegen hatten die Sirampurer (Jan. 1805) den Bau einer Kapelle im Bow Bazar angefangen, deren Benützung allen Christen offen stehen sollte. Dieser weitherzigen Bestimmung hatten sie's zu danken, daß die Regierung den vielfach angefochtenen Bau auch in der bedenklichsten Zeit nicht unterbrach. So erstand das dritte protestantische Gotteshaus, die erste Dissenter-Kapelle in Kalkutta. Am Neujahr 1809 wurde sie eröffnet, nachdem die Missionare selbst den größeren Theil der Kosten (3200 Pfd. Sterl.) bestritten hatten. Der einzige Londoner Missionar, Forsyth, der 1798 ins holländische Tschinsura gekommen war, um europäischen Abkömmlingen zu predigen, durfte nun auch diese Kapelle für seine kleine Gemeinde benützen. Vorzüglich aber diente sie den Sirampurern selbst, die niedern Klassen der christlichen Bevölkerung mit dem Worte zu bedienen. Sie haben dadurch Bedeutendes erreicht. Einmal nämlich gab sie ihnen einen Rückhalt an der nun erst aufstrebenden Mischlingsklasse, der sie noch 1810 durch ein Waisenhaus (benevolent institution genannt) zu dienen bemüht waren; dem Vorwurf der Heiden, daß so viele Namenchristen nicht besser seien als sie, und daß die Christen sich erst ihrer Angehörigen annehmen möchten, ehe sie sich mit Proselytiren beschäftigten, war damit die Spitze abgebrochen. Das Waisenhaus wurde von dem Publikum reichlich unterstützt und gab dem Namen der Sirampurer einen bessern Klang. Dann aber öffnete sich damit vor ihnen ein Feld, auf welchem tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen waren. Schon lange war es ihr Anliegen gewesen, das Christenthum in Indien heimisch zu machen. Auf Verstärkung aus Europa durften sie sich keine Rechnung machen, ehe das Parlament Indien für Missionare zugänglich machen würde; vor dem Jahr 1813 konnte das nicht geschehen. Und die nachrückenden Missionare waren auch, wie die leidige Erfahrung gezeigt hatte, wenigstens nicht alle eine wirkliche Verstärkung. Wie viel leichter aber ließ sich ein Versuch mit einfachen Landeschristen machen. Wenn aus ihnen keine energischen Leiter, keine Oberoffiziere hervorgiengen, so konnte man doch gute Streiter, tüchtige Unteroffiziere aus ihnen erwerben. Solche halbeuropäische Christen kannten einmal das Volk

und seine Sprache, ihr Unterhalt war weniger kostspielig*); sie durften ohne Paß reisen, und konnten nicht, nach der Laune der Behörden, mit dem nächsten Schiff aus dem Lande geschafft werden.

Schon drängten sich bekehrte Soldaten, Indobriten, Armenier, Portugiesen 2c. um die Missionare, besuchten die Armen und Kranken von Haus zu Haus und brannten vor Begierde, sich im Werk der Evangelisation zu versuchen. Zwei von ihnen zeigten sich besonders brauchbar, der Armenier Aratun und der schwarze Halbarmenier John Peter; neben ihm leistete der irische Exsoldat Leonard als Waisenvater ausgezeichnete Dienste. Durch solche Werkzeuge gedachte man die Seile weiter auszustrecken, und hatte dabei den ungemeinen Vortheil, sie ohne Ungerechtigkeit wieder entlassen zu können, sobald sie sich für die eigentliche Missionsarbeit untüchtig zeigten. Für europäische Gesellschaften bleibt es einmal eine der schwersten Aufgaben, den rechten Mann für jeden Außenposten der Christenheit zu finden. Denn wie bald ist es geschehen, daß ein Prediger, der zu Hause seinen stillen gesegneten Wirkungskreis fände, sich von der heidnischen Umgebung zurückstoßen, durch das Klima von Wagnissen abhalten, durch bittere Enttäuschungen einschüchtern oder lähmen läßt; darum bleibt er vielleicht doch noch lange im Felde und zehrt von der Mission, ohne ihr wesentlich zu dienen. Läßt er sich keinen Fehltritt zu Schulden kommen, so scheint es hart, einen solchen Mann abzurufen. Und doch wäre hie und da der Missionskasse eine schwere Last abgenommen, wenn sie bald nach der Hinausreise eines unpassenden Arbeiters nun auch seine Heimreise bestritte und damit den Mann ein für allemal los wäre. Wie viel leichter läßt sich doch bei eingebornen Arbeitern der Rücktritt in die früheren Verhältnisse bewerkstelligen!

Doch wohin sollten sich die Missionare zunächst wenden? In Rangun hatten Chater und der 22jährige Felix Carey (Sohn) einen glücklichen Anfang gemacht. Der letztere hatte sich lange mit der Medizin beschäftigt und führte die Kuhpockenimpfung in Barma ein. Die gelehrte Sprache der Buddhistenländer, das Pali, übte ungemeinen Reiz auf ihn durch ihre Verwandtschaft mit dem ihm lieb gewordenen Sanskrit. Eine neue Welt that sich vor ihm auf und mit jugendlichem Feuer warf er sich in sie. Während er die Evangelien übersetzte und eine barmanische Grammatik schrieb, fand Chater um

*) Aratun z. B. diente mit einem Monatsgehalt von 40 Rupies.

seiner Gattin willen es gerathener, einer Einladung nach Ceylon zu folgen und dort, auf einem der argwöhnischen Kompagnie nicht unterworfenen Boden, eine neue Mission zu gründen. Carey dagegen wurde vom König nach Awa eingeladen — mit Presse und Impfstoff; er verlor beides, verlor seine Gattin und zwei Kinder durch Schiffbruch auf dem Irawady und rettete nur das nackte Leben; dennoch drang er nach Awa vor und stieg in des Königs Gunst, bis ihn dieser als seinen Gesandten mit Gefolge nach Kalkutta abschickte, wo Vater Carey beklagte, daß sein Sohn vom Missionar zum Gesandten „herabgesunken" sei. Seine Unterhandlungen mit den britischen Behörden mißglückten; der König entzog ihm seine Gunst; flüchtig trieb er sich drei Jahre lang in Gegenden umher, die noch kein Europäer betreten hatte, befehligte ein Barbarenheer, das gegen Barma kämpfte, wurde Minister eines Bergfürsten und kehrte erst um 1816 zu geordneter Thätigkeit nach Sirampur zurück. Die Barma Mission aber gieng in die Hände der amerikanischen Baptisten über, wie seiner Zeit erwähnt werden wird.

Bhutan war ein anderes Grenzland, das die Sirampurer wiederholt in Angriff nahmen. Robinson und der jüngere W. Carey versuchten 1808 dort einzudringen, fanden aber den Weg durch Bürgerkrieg verschlossen. Im nächsten Jahre gelang es Robinson, mit einem bhutanischen Gouverneur Freundschaft zu schließen; schon baute er sich ein Haus, als ihn das Dschangalfieber an den Rand des Grabes brachte. Kaum hatte er sich in Dinadschpur erholt, als er seinen Posten wieder besetzte. Das Fieber kehrte zurück und raffte ihm die Gattin weg; sein Haus wurde von Räubern ausgeräumt. Mit einem jungen Engländer, Cornish, machte er Dezember 1810 den letzten Versuch; da wurde ihre Wohnung in Barbari von einer Bande überfallen, zwei Diener getödtet und sie selbst verwundet und zur Flucht genöthigt. Die Korrespondenz mit dem Deb Radscha blieb ohne Ergebniß; er fürchtete sich augenscheinlich vor allen Europäern. Robinson mußte (1811) eine andere Station aufsuchen und Cornish trat entmuthigt in seinen frühern Beruf zurück.

Im Oktober 1809 waren jene beiden Armenier eingesegnet worden, worauf der milde Aratun die Oberleitung der Station Dschessur übernahm, welcher sich auch die besten Hinduarbeiter nicht gewachsen zeigten. Für den feurigen John Peter aber faßte man die Provinz Orissa ins Auge. Das Neue Testament war nun in die

Uriya-Sprache übersetzt und sammt den Psalmen gedruckt; seine Vertheilung mußte irgendwie in Angriff genommen werden. Hier stand der weltberühmte Tempel Dschagannäths, „des Herrn der Welt" (auch Kindern als Juggernaut bekannt), und die britische Regierung, welche Oktober 1803 das Land von den Mahratta's erobert hatte, war von den schmeichlerischen Priestern, als durch ein Orakel des Gottes eingesetzt, männiglich empfohlen worden. Der britische Kommissär ließ sich dadurch fangen; wenn auch Wellesley noch 1805 jede amtliche Verbindung des Tempels mit der Regierung untersagte, so gieng doch im April 1806 das Gesetz durch, welches die Aufsicht der Tempeleinkünfte britischen Offizieren übergab und dieselben durch eine erhöhte Pilgertaxe steigerte. Barlow meinte, Dschagannäth sei eine religiöse Körperschaft, welche so guten Anspruch auf den väterlichen Schutz des Staates habe, wie die übrigen Religionsanstalten. Die Direktoren, obgleich im Ganzen missionsfeindlich und theilweise brahmanisirt, ärgerten sich über diese Gemeinschaft mit einem Heiligthum des krassesten Aberglaubens, verherrlicht durch die üppigen Tänze und Gesänge von etlichen hundert Tempeldirnen. Sie verboten ihren Beamten, das Tempeleigenthum zu verwalten und sich um Geldeswillen mit der Abgötterei des Landes irgend einzulassen. Dagegen befahl das indische Ministerium (board of controul), die Verwaltung des Tempels fortzuführen, wie sie unter dem muhamedanischen und mahrattischen Regiment bestanden hatte (1809), und die Direktoren mußten sich fügen. Engländer hatten hinfort die Hohenpriester einzusetzen, und die Tempelwagen, deren Räder so oft von Menschenblut bespritzt wurden, mit bunten Tüchern aus dem Regierungsmagazin zu behängen. Britische Offiziere mußten die Pilgertaxe einsammeln, mußten die trügerischen Pilgerjäger weit und breit durchs Land hinsenden, und ihnen nach der Zahl der Köpfe, welche sie zuhauf brachten, höheren oder geringern Lohn auszahlen *).

*) Ein einziger Priester hat 100 solcher Pilgerjäger bis an die Enden des Landes geschickt, und dafür im nächsten Jahr die Belohnung für 4000 Pilger, mit welchen sie zurückkehrten, bezogen. Schranken waren überall aufgestellt, so daß kein Pilger den Tempel besuchen konnte außer unter dem Schutze eines obrigkeitlichen Führers und mit einem Paß, den er kaufen mußte. Dschaggannath's Leibdienern wurden Gehalte ausgesetzt und monatlich bezahlt: den Kämmerern, die ihm betteten und seine Garderobe besorgten; den Weckern, die Nachts seine Lampe anzündeten und ihn Morgens weckten; dem Diener, der sein Antlitz wusch, und dem Maler,

Ein halbes Jahrhundert sollte darüber hingehen, ehe Lord Dalhousie diese größte Schmach der Kompagnie, die doch nicht ihren Direktoren zur Last fällt, von den Herrschern Indiens abwälzte*). In dieses Nest des Götzendienstes einen Missionar zu schicken, war mit wirklicher Gefahr verbunden; wie leicht konnte die Regierung in der Predigt gegen das Pilgerunwesen Hochverrätherei wittern! Also wurde J. Peter nicht nach Puri selbst, sondern an die Landesgrenze nach Balasur geschickt, wo er seine Mission im Segen fortführte (1809—1817)**), doch auch den Tempel selbst und seine Pilger mit dem Worte Gottes heimsuchte.

Auch in das Pandschabi war das Neue Testament übersetzt worden; dort hoffte man besonders bei der reformatorischen Sekte der Sikhs Eingang zu finden. Also wurde beschlossen, den unternehmenden Chamberlain in Begleitung des sanften Peacock an die Grenze der nordwestlichen Provinzen zu senden, wo sie Gelegenheit haben würden, das Pandschabi-Evangelium zu verbreiten und zu verbessern. Für Chamberlain mußte ein Regierungspaß erbeten werden, ein Gesuch, auf welches der freundliche Bescheid erfolgte, jene Grenze sei noch zu unsicher, als daß man Europäer dahin abschicken könnte. Dagegen wurde ihm ein Paß nach Agra ausgestellt (Nov. 1810) gegen Bezahlung von 48 fl.; und die Missionare freuten sich, nun doch „nicht mehr wie wilde Thiere gehetzt, sondern wie Kröten geduldet zu werden". Chamberlain aber wußte sich den Umständen nicht zu fügen; er predigte auch den europäischen Soldaten im Fort von Agra, und gerieth über der Taufe eines solchen in Streit mit dem Kommandanten, daher er schon 1812 nach Sirampur zurückgeschickt wurde. Peacock dagegen durfte mit dem Indobriten Mackintosh

---

der ihm die Augen färbte; der Wäscherin, die sein Gewand reinigte; den Aufwärtern, die seinen Schirm und Wedel trugen, und den Kellnern, die ihm seine Nahrung vorstellten; den Musikanten endlich, die ihm spielten und sangen, sowie den Dirnen, die ihn durch Tänze erquickten! Auch sein Stall war nicht vergessen; sechs Elephanten dienten ihm zum Spazierritt, und ein Engländer hatte die Rechnung über ihre täglichen Kosten zu führen. Als ob diese Erniedrigung noch nicht tief genug gewesen wäre, fieng nun gar einer dieser Offiziere an, sich bei dem jährlichen Festaufzug zu betheiligen. Auf dem höchsten Elephanten sitzend, ritt er dem Gotteswagen voraus, schwang seinen Hut in der Luft und rief lauter als viele Hindu's: Sieg dem Dschaggannath! (Friend of India.)

*) S. Miss. Mag. 1862. S. 523.

**) S. Miss. Mag. 1845. III.

die Predigt unter den Heiden unangefochten fortsetzen, während der beredte Thompson das große Patna mit dem Evangelium bediente.

So war diese Zeit ängstlicher Erwartung nicht nur gesegnet für die stille Uebersetzungsarbeit, sondern unter dem Druck der Umstände waren Evangelisten herangezogen worden, welche mit mehr oder minder Glück den guten Samen weit und breit ausstreuten. Carey schrieb damals (1810): „Als ich die hl. Schrift ins Bengalische zu übersetzen begann, hoffte ich kaum, das große Werk zu vollenden. Gelänge mir's, so wollte ich mit Simeon rufen: Herr, nun lässest du deinen Knecht in Frieden fahren. Nun habe ich die Uebersetzung nicht blos vollenden, sondern revidiren dürfen, und von der Orissa, Sanskrit, Hindustani, Mahrathi, Pandschabi Bibel, von der kanaresischen und Telugu-Uebersetzung sind auch schon Theile gedruckt, sowie Anfänge der chinesischen und barmanischen. Und doch bin ich ein Mensch, der gewiß das Werk mehr hindert als fördert, — von Natur zu geistlicher Unterhaltung nicht aufgelegt, mit ewig umherschweifenden Gedanken geplagt, trocken und arm an fruchtbaren Ideen, gar zu anhänglich an die Familie, jetzt auch an Gedächtnißschwäche leidend. Seit Jahren schleppe ich mich so fort, immer genöthigt, mir Regeln vorzuschreiben, tägliche Aufgaben festzusetzen und mich, oft mehr als einmal in der Stunde, aus meiner Gleichgültigkeit aufzurütteln. Wie schäme ich mich da vor meinen Brüdern Marshman und Ward! Jener ist immer bereit zur Arbeit; gehen wir zusammen, so faßt er schon mit Falkenaugen diese oder jene Gruppe von Leuten ins Auge, und sammelt sich, ihnen mit allen Waffen des Evangeliums zu Leibe zu gehen; er beginnt zu disputiren und ist nach Stunden so frisch wie am Anfang. Er ist im Eifer ein Luther, ich ein Erasmus. Und Br. Ward hat eine solche Leichtigkeit, geistliche Gegenstände dem Herzen nahe zu bringen, seine Gedanken laufen so von selbst in dieses Geleise, daß er die Gemüther aller Hörer gewinnt und ihr Nachdenken fesselt, während ich nach wiederholter Anstrengung kaum ein paar dürre Sätze herausbringe, und wenn man mir scharf entgegentritt, fast wie ein Einfaltspinsel verstumme. Wie demüthigen mich solche Erfahrungen!"

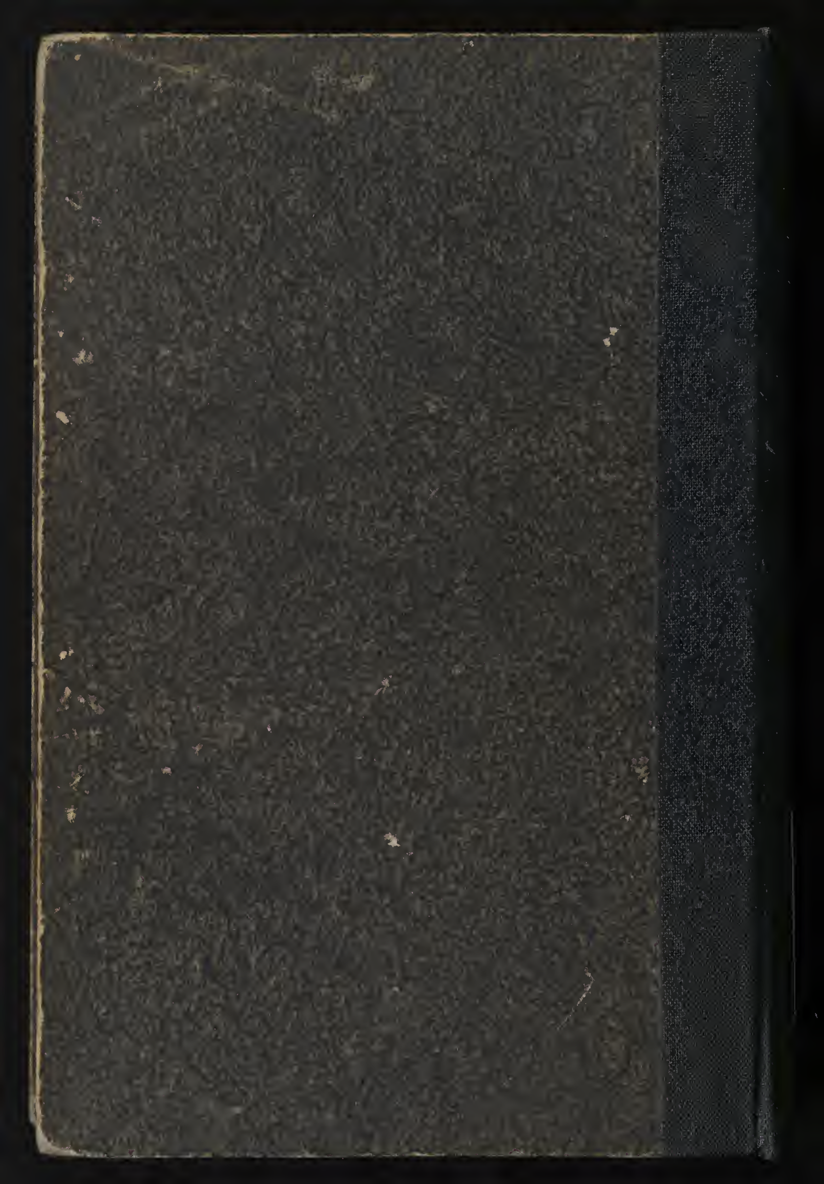
Erwähnen wir noch, daß Ward (1810) sein großes Werk über die Geschichte, Literatur und Mythologie der Hindu's zum Abschluß brachte, nachdem er seit seiner Ankunft im Lande den Stoff für dasselbe gesammelt hatte. Ward hatte das Sanskrit nicht hinreichend

gelernt, um die alte Literatur des Landes gehörig ausbeuten zu können; er hieng mit seinen Auszügen von den gelehrten Pandits seiner Umgebung ab. Daher ist ein ansehnlicher Theil seines Werks, z. B. seine Darstellung der philosophischen Systeme, durch genauere Forschungen späterer Orientalisten antiquirt. Was er aber von den Sitten und Bräuchen des Volks, von seinem innern und äußern Leben sagt, ist so nach der Natur gezeichnet, daß ihn hierin keiner seiner Nachfolger übertroffen hat. Feinde der Mission haben seine Schilderung der Hindu's als ins Schwarze malend verdächtigt; sie offenbaren damit nur, daß sie sich nie dieselbe Mühe gegeben haben, durch welche dieser ausgezeichnete Beobachter dahin kam, in alle Seiten des indischen (zunächst bengalischen) Volkslebens einzudringen.

(Fortsetzung folgt.)

Ermordung des Missionars Völkner.

Die neueste australische Post bringt traurige Nachrichten über die verbitterte Stimmung der Maori's, wie sie nun in der Ermordung des sonst bei ihnen wohlgelitteuen Miss. Karl Sylvius Völkner, eines Hessen, der zuerst im Dienste der Norddeutschen Gesellschaft nach Neuseeland gegangen war, auf's schauerlichste zu Tage getreten ist. Der Hauhau-Fanatismus, wie man die Religion des Lügenpropheten Pai Mariri wegen ihrer lärmenden und nichtssagenden Ceremonien zuweilen nennt, hatte sich in erschreckender Weise ausgebreitet und eine furchtbare Gestalt angenommen. Als die Haltung der Eingeborenen auch auf Völkners Station Opotiki drohend wurde, brachte dieser seine Frau und seine Kinder nach Auckland in Sicherheit, und kehrte dann in selbstverleugnendem Eifer auf seinen Posten zurück, in Begleitung des in der Nähe (auf der Station Taupo) arbeitenden Missionar Grace. Aber in welchem Zustand traf er da seine Gemeinde! Einige Tage zuvor war eine Abtheilung der Taranaki Hauhau's in derselben erschienen, gefangene Soldaten und die eingesalzenen Köpfe einiger erschlagenen Engländer mit sich führend, und in wenigen Tagen hatte die Gemeinde dem Christenthum entsagt und den neuen Aberglauben angenommen. Völkners Haus war geplündert und seine ganze Habe am Sonntag öffentlich versteigert worden. Den katholischen Priester Grange hatte man aufgefordert, sein Leben durch die Flucht



nare zu decken, die ihre Gemeinden nun in keiner Weise mehr beschweren wollten. Die mikronesische Mission sollte gleichfalls ganz von hawaii'schen Lehrern übernommen und auf Hawaii selbst eine Erziehungs-Anstalt für Töchter gegründet werden, die sich als dringendes Bedürfniß herausstellte, um tüchtige Gattinnen für die eingebornen Prediger und Lehrer heranzubilden. Die Kirchenverfassung wurde nach dem Muster der kongregationalistischen und presbyterianischen Mutterkirchen in Amerika geregelt, in deren Namen Dr. Anderson auch der hawaii'schen Tochterkirche noch Unterstützung zusicherte für Bedürfnisse, die sie nicht allein zu decken vermöchte.

„Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?" so schließt er seinen Bericht. „Und ob sie desselben vergäße, so will Ich doch dein nicht vergessen. Diese Verheißung gibt der Herr allen Gliedern Seines Volks. Sollten aber nicht auch die evangelischen Kirchen Amerika's, Englands, ja der ganzen Welt, dieser ihrer jüngsten Schwester liebend und fürbittend gedenken? Er, der gekommen ist, das Verlorne zu suchen, hat gewiß seine Freude daran, auch diese Lämmer in seine Arme zu sammeln und in seinem Busen zu tragen. Auch sie waren mit eingeschlossen in sein hohepriesterliches Gebet, als Er sprach: Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien, gleich wie du Vater in mir, und ich in dir. So schwach und unwissend sie auch in den Augen der Welt sein mögen, das Auge des Glaubens sieht in ihnen theure Miterlöste, Erben Gottes und Miterben Jesu Christi."

Missionsanfänge in Bengalen.

(Fortsetzung.)

8. Die Kaplane.

Schon aber zeigte sich's, daß die Hoffnungen Indiens nicht allein auf den Sirampur Missionaren beruhten. Die Kaplane sollten nun in's Vordertreffen rücken.

Es war bis auf Wellesley von den englischen Feldpredigern wenig die Rede gewesen. Man fragte kaum, ob es welche gebe und was sie